

Erster Teil

Unterm Oleander

Ich heiße Dželal Pljevljak. Seit fünfunddreißig Jahren arbeite ich als Zivilist bei der Armee. Gestern rief mich Oberst Uzelac ins Büro, stellte mir eine Tasse Kaffee hin und fragte, ob ich nicht in Rente gehen wolle. Meine Dienstzeit wird wie die eines aktiven Offiziers gewertet, vergleichbar einem Fähnrich Erster Klasse; ich hätte längst im Ruhestand sein sollen.

Geh zurück in dein Dorf im Sandžak, setz dich vor dein Haus und freu dich an den Pflaumenbäumen, sagte er und wartete mit zusammengekniffenen Augen auf meine Antwort. Genosse Oberst, sagte ich, ich habe kein Haus und keine Pflaumenbäume, das habe ich meinem Bruder gelassen, und Ragib ist vor drei Jahren übergesiedelt und hat alles seinen Söhnen vermacht. Die habe ich seit über zwanzig Jahren nicht mehr gesehen, so lange war ich nicht im Sandžak, und deswegen denke ich, ich habe nicht nur kein Haus, sondern auch keinen Sandžak mehr.

Er sah mich an und schüttelte fortwährend den Kopf, als hätte er einen Schwerstkranken vor sich. Was sollen wir mit dir nur machen, Landsmann, sagte er, klopfte dabei mit dem offenen Füllfederhalter auf meine Akte und spritzte Tinte darüber. Sie verteilte sich auf dem Arbeitsbuch und der Beurteilung, die ich vor fünfzehn Jahren aus Baška Voda mitgebracht

hatte, versiegelt mit dem Siegel von Major Terzić, und ich hatte, wie es sich gehört, nie erfahren, was darin steht. Nun musste ich zusehen, wie Tinte über das Schriftstück rann, so dass es nie mehr gelesen werden konnte.

Es hätte mir egal sein sollen, aber es war mir nicht egal. Ich hätte den Oberst gern gebeten, nicht mit dem Füllfederhalter herumzufuchteln, aber das ging nicht, es gehört sich nicht, ich starrte nur das vergoldete Kappenende an und hoffte, er sieht meinen Blick und hört auf.

Und was machen wir jetzt?, fragte er mich. Wenn es sich irgendwie machen lässt, antwortete ich, würde ich gern noch ein Jahr arbeiten. Aber bis zum Frühling musst du alles in die Wege geleitet haben, geh in den Sandžak zu deinen Neffen, erkläre ihnen die Sachlage und bitte sie um ein Stück Land für ein Haus und einen Pflaumengarten. Dann kannst du nächstes Jahr um diese Zeit umziehen, auf den Frühling warten und zum ersten Mal die jungen Bäume schneiden. Haben wir uns verstanden, Dželal? Ich sagte: Ja, und Dankeschön, das werde ich Ihnen nicht vergessen. Vergiss es bloß nicht, denn wenn du es dir nicht merkst, geht alles zum Teufel, die Menschheit dreht durch und vergisst, was war und was nicht sein darf.

So redete er, und ich erhob mich und ging zur Tür. Was machen wir jetzt?, fragte er, bevor ich sie öffnete. Nichts, sagte ich, morgen ist Freitag. Und Neujahr. Ach ja, glückliches neues Jahr, Dželal! Ihnen auch, Oberst. So gingen wir auseinander.

Das ist das dritte Jahr, dass wir dieses Gespräch führen. Oberst Uzelac sagt mir, es sei Zeit für die Rente, und fragt mich nach dem Pflaumengarten und dem Haus im Sandžak, und ich sage, die sind nicht mehr mir. Er schüttelt den Kopf, als wäre ich schwer krank, und gewährt mir noch ein Jahr,

unter der Bedingung, ich baue bis zum nächsten Frühling ein Haus und lege einen Pflaumengarten an. Ich habe ihn angesehen und überlegt, ob er vergessen hat, was er mir letztes Jahr sagte, oder ob er nur so tut. Lieber wäre mir, er würde nur so tun, denn sonst hätte ich ihn getäuscht und dieses und letztes Jahr eine Sünde begangen. Ich werde die Wahrheit nie erfahren.

Es ist früh am Morgen, sechs Uhr, es ist noch nicht hell, aber ich muss los.

Ich gehe hinunter zur Garage, der Hausflur riecht nach Stockfisch und Urin, hinter einigen Türen hört man Musik, hinter anderen wird geschnarcht. Vor der Haustür hat sich jemand erbrochen. So ist die Jugend, da dürfen sie zum ersten Mal mit ihren Freunden feiern, und ihnen fällt nichts Besseres ein, als sich zu besaufen. Ich denke über die Jugendlichen nach, damit ich nicht an etwas anderes denken muss.

Das Schloss ist verrostet, irgendwann wird der Schlüssel abbrechen. Man müsste es endlich austauschen. Das denke ich jeden Freitag, und schon am Samstag habe ich es vergessen. Bis der Schlüssel eines Tages abbricht.

Der Wolga glänzt im Halbdunkel wie ein Klavier.

Ich sehe ihn an und finde ihn wunderschön, und ich muss an das Klavier im Haus der Armee von Šibenik denken, das war 1969, der Zentrale Funkdienst zog um, und ich war als Helfer eingeteilt, wir mussten auf einen Hauptmann warten, einen Slowenen, er hieß Mitja Kalc, und während wir so warteten, setzte sich ein Soldat, ohne um Erlaubnis zu fragen, ans Klavier und spielte. Der Soldat war aus Belgrad, blond wie ein Pfannkuchen und klein, ich hätte ihn längst vergessen, hätte er damals nicht gespielt. Das musste man sich vor den Vorgesetzten erst mal trauen!

Ich weiß nicht mehr, was er gespielt hat, ich verstehe nichts von Musik, und er spielte nicht lang.

Keiner hatte was gesagt, aber nach spätestens einer Minute stand er auf, klappte den Deckel zu, und das war's. Ich bin diesem Soldaten dankbar, der barmherzige Gott weiß, wie es ihm heute geht, ob er sich im Leben zurechtgefunden hat oder in Kneipen spielen muss. Er hat mir die Erinnerung an diesen Tag hinterlassen. Ohne ihn hätte ich vergessen, dass wir auf Hauptmann Kalc warteten, dass wir im Haus der Armee und in Šibenik waren, vielleicht würde ich mich nicht einmal daran erinnern, dass der Zentrale Funkdienst umgezogen war. Ohne diesen Soldaten wäre ein Tag verschwunden, als hätte ich ihn nie gelebt. Das ist eine große Sache, wenn dir jemand unabsichtlich einen Tag deines Lebens bewahrt.

Schau, ich wüsste jetzt nicht, welche Schwärze das Schwarz meines Wolgas hat. Ich hätte ihn heute Morgen angeschaut und es nicht gewusst, wäre nicht jenes Klavier gewesen.

Gestern Abend habe ich den Kofferraum leer geräumt, alles herausgeholt, was sich in den letzten zwei Jahren angesammelt hat. Da sammelt sich ein Zeug an, egal, wie gut man aufpasst, genau wie auf dem Dachboden oder im Keller. Zugegeben, ich habe den Wolga nicht oft gewaschen und geputzt, insgesamt vielleicht zehn Mal, aber das hätte auch nichts geändert.

Auf dem Hocker in der Garage liegt das Fahrtenbuch des verstorbenen Generals: ein Schulheft mit festem, rotem Einband, in dem Karamujić jede Fahrt, jede Tankfüllung, die Straßenlage des Wagens, Schäden und Motorgeräusche notierte. Das bleibt besser hier, denke ich, wer weiß, was die Zukunft bringt und ob andere verstehen können, was mein

General geschrieben hat. Es wäre mir überhaupt nicht recht, wenn sie etwas falsch verstünden.

Ich sehe noch einmal in den Türfächern, zwischen den Sitzen und im Handschuhfach nach, damit nichts im Wagen bleibt.

Es ist Neujahr, ich habe keine Eile, ein ruhiger Tag, auf der Straße wird nichts los sein. Das Meer vor Brač ist stahlgrau, aber es gibt keinen Wind, so spürt man die Kälte nicht. Ich schließe das Garagentor hinter mir, vorsichtig, damit es nicht zuschlägt und die Nachbarn weckt, und lasse den Motor warmlaufen.

Im zweiten Stock gegenüber ist ein Fenster, zu dem ich seit Jahren hochschaue.

Der Vorhang bewegt sich, dahinter erscheint ein grauhaariger Frauenkopf, und er bleibt da, bis ich wegfare. Die Frau wüsste nur zu gern, wo ich hinfahre, und hofft immer noch, dass es ihr mal einer sagt. Jeden Freitagmorgen um Viertel nach sechs, während alle anderen noch schlafen, kommt sie ans Fenster, weil sie mich sehen will. Sie schiebt den Vorhang ein Stück zur Seite, nur so weit, dass ihr Kopf durchpasst, woraus ich schließe, dass noch jemand in dem Zimmer schläft, den sie nicht aufwecken will. Sie schaut und wartet, solange es eben dauert, mal zehn Minuten, mal eine halbe Stunde. Sonst steht sie nicht am Fenster. Das weiß ich, weil ich manchmal kurz nach sechs zur Arbeit gehe und hinaufsehe, und sie ist nicht da. Ich nehme an, dass sie jeden Freitag meinetwegen aufsteht beziehungsweise weil sie neugierig ist. Und dann denke ich, vielleicht ist das ihre Art zu beten. Indem sie mich jeden Freitag um Viertel nach sechs vom Fenster aus beobachtet.

Ich fahre los, die Frau soll nicht lange warten müssen.

Ich fahre einen Wolga M24, Baujahr 1971. Ein robuster

russischer Wagen, aber teuer im Verbrauch. Ich habe ihn General Musadik Karamujić abgekauft, und der hat ihn General Nikola Ljubičić abgekauft. Ljubičić hat den Wolga billig verkauft, weil er ihn loswerden wollte, und Karamujić hat ihn mir auch billig verkauft, weil er in Rente ging.

Angeblich ist, bevor General Ljubičić den Wolga verkaufte, vom Präsidium eine Depesche gekommen, man sehe es nicht gern, wenn Angehörige der Armeeführung Moskwitschs und Saporoschs und andere russische Autos führen. Ljubičić verkaufte den Wolga, um anderen ein Vorbild zu sein. Und Karamujić kaufte ihn, weil es ihm egal war. Er sei nicht gemeint, witzelte er, als Moslem sollte er tunlichst kein türkisches Auto fahren, ein russisches könne in seinem Fall nicht schaden.

Und dann sang er »Wolga, Wolga«, und er sang die russischen Lieder besonders schön.

Wenn General Karamujić sang, standen jedem die Tränen in den Augen. Ich würde das nicht behaupten, wenn ich es nicht mehrmals selbst gesehen und mitgeweint hätte.

Das war, fällt mir jetzt ein, während dem Staatsbesuch von Nixon, damals hat Ljubičić Karamujić den Wolga verkauft. Später sahen wir ihn im Fernsehen, wie er vor dem amerikanischen Präsidenten salutiert. An dem Tag war es nicht kalt, aber als Nixon vor die Ehrengarde trat und Ljubičić salutierte, fröstelte uns. Wir saßen zu zehnt im Offizierskasino, wir drei Fahrer, mehrere Unteroffiziere und Leutnant Česojević. Wir sollten nach Knin fahren und mussten auf Major Spirovski warten, und alle miteinander schlotterten wir vor Kälte, auch eine halbe Stunde nach dem Ende der Nachrichten noch. Und wir redeten kein Wort miteinander. Wozu auch, wenn das Thema brandgefährlich ist.

Dann kam wieder Leben in uns. Was war das denn?, fragte Jozo Komšo, der älteste Fahrer der Division. Nichts, Genosse Jozo, und denke nie, da wäre was gewesen, antwortete Fähnrich Milutinović.

Am nächsten Tag wurde ich mit Erfrierungen an den Zehen in die Notaufnahme eingeliefert. Der Doktor staunte, aber ich habe nichts gesagt.

Angeblich hat Henry Kissinger über seine Spione die Zahl jugoslawischer Offiziere und Unteroffiziere ermitteln lassen, die russische Autos fuhren. Vielleicht ist das nicht wahr, ich weiß es nicht. Ich erinnere mich an das, was man erzählt hat.

Einige Monate, nachdem er den Wolga gekauft hatte, starb die Frau von General Karamujić.

Ganz plötzlich, sie war nicht krank gewesen, sie stand einfach eines Morgens nicht mehr auf. Ihr Sarg wurde in die Fahne gehüllt, neben dem Sarg sechs Söhne, drei auf jeder Seite. Keiner weinte.

Der General ließ seine Milka nicht in Split begraben, sondern nach Sarajevo überführen, und Karamujić wurde im Kommando gehänselt und schief angesehen, weil er so gehandelt hatte. So waren die Zeiten nach dem Kroatischen Frühling, der Maspok, wunderbar und empfindlich, alles und jedes wurde mit weit aufgerissenen Augen beobachtet. Natürlich lässt er sie in Sarajevo begraben, weil dreihundert Minarette über der Stadt stehen. Ein Türke, klar, er ist halt Türke! So wurde hinter vorgehaltener Hand in den Ecken und im Offizierskasino geredet; von wem, weiß ich nicht, weil ich mir Mühe gab, nichts zu hören, und auch das überhörte, was ich hörte, während ich alles, was ich nicht überhören konnte, sofort vergaß. Das war am besten. Vor allem für mich. Aber der unglückliche Musadik war kein gläubiger

Mensch, hatte weder den Islam noch einen Imam; die Verzweiflung begleitete ihn durchs Leben, obwohl er wie ein fröhlicher Mensch wirkte, solange er nicht anfang, russische Lieder zu singen.

Er heiratete nicht noch einmal, auch wenn es für ihn besser gewesen wäre. Eine Frau aus Split namens Radojka soll sich für ihn interessiert haben, aber er hätte sich vor seinen sechs Söhnen geniert, hieß es. Die Leute reden viel, man kann nicht wissen, was wahr ist.

Jeden Sonntag fuhr er nach Trogir, um den Wolga zu waschen. Er hatte einen Platz, einen Wasserhahn im Hof einer Autowerkstatt, dort nahm er Schlauch und Schwamm zur Hand und schrubbte bis zum Nachmittag. Die Leute mochten ihn, weil er sich Witze ausdachte. Sie nannten ihn unseren General, und das gefiel ihm. Er war ein Waisenkind aus Ostbosnien, der Vater wurde als Domobran umgebracht, die Mutter von Tschetniks massakriert, und er wuchs in Heimen auf. Das Kind wusste weder wo noch von wem es geboren war. Deswegen gefiel es ihm, wenn die Trogirer von ihrem General sprachen.

Wann immer Straßen asphaltiert, Wasserleitungen gebaut oder Kanalrohre verlegt werden sollten, baten die Trogirer Karamujić, die Dinge in Split oder Zagreb zu beschleunigen. Und als 1972 einige verhaftet wurden, die wegen der Wortführer der kroatischen Sache gestrauchelt, für Savka Dabčević-Kučar und Miko Tripalo entflammt waren, zu oft kroatische Fahnen geschwungen oder öffentlich die falschen Liedern gesungen hatten, drängte Karamujić in Split darauf, die Leute in Ruhe zu lassen. Und tatsächlich, einen Tag später kamen sie frei. Das war während des Großmanövers Slo-boda 72, ich fuhr den General nach Knin, als uns bei Brnaze

ein Militärpolizist anhielt. Ein Baum von einem Kerl, zwei Meter groß und hundertzwanzig Kilo schwer, dabei kahl. Hatte weder Brauen noch Wimpern, er sah aus wie in Milch gebadet, genau so. Er sagte: General, folgen Sie mir! So redete er mit ihm, und das als gewöhnlicher Soldat. Karamujo sah ihn an, er traute seinen Augen nicht, wurde rot und griff zum Pistolenhalfter. Schweg und rührte sich nicht. General, man hat mich beauftragt, fing der Baum wieder an, ihm war offensichtlich schnurz, was der General unternahm. Der General konnte machen, was er wollte, er würde seinen Auftrag ausführen. Da bekam ich Angst.

Zum ersten Mal sah ich, dass ein Soldat über einem General stehen konnte.

Ich blieb beim Wagen, der halb auf der Straße stand, und wartete, und die beiden setzten sich in den Citroën der Armee, eine DS, und fuhren weg. Ich war so eingeschüchtert, dass ich mich nicht einmal wunderte. Später erfuhr ich, dass sie nur zweihundert Meter bis zum Restaurant Sunce gefahren waren. Der Baum führte Karamujic hinein, überall saßen Leute und aßen Lambraten, Kinder zogen an Tischdecken, Mütter schrien hinter ihnen her. Es war Sommer, da fahren die Leute ans Meer, und alle Tische sind besetzt. Und der General in Kriegsuniform versteht nicht, warum er hierher geführt wird und was man von ihm will. Er sieht Unheil über sich hereinbrechen.

Entweder wird etwas Schreckliches geschehen, oder jemand wird für diesen Scherz mit einer Degradierung oder einer Strafversetzung nach Lastovo bezahlen.

In einer Ecke, an einem Tisch direkt am Tresen, saß ein Mann in Badelatschen, Shorts und einem Hemd mit Palmen drauf und las die Speisekarte.

Der General erkannte ihn nicht gleich, weil er ihn bisher nur in Uniform gesehen hatte: Oberst Adolf Reš. Karamujić bekam weiche Knie, obwohl er einen viel höheren Rang hatte, denn seit zwanzig Jahren war klar: Wen Reš einstellte, dessen nächste Station war Lepoglava oder Goli Otok.

Der hatte selbst Đilas gesagt, dass er nicht mehr Đilas war.

Er sagte, setz dich, Mujo, was willst du essen? Ich habe keinen Hunger, antwortete der General. Jetzt nicht, aber der kommt noch, besser, du isst was Ordentliches. Was sollte er tun, er bestellte Lamnbraten.

Während sie auf das Essen warteten, erzählte Reš von seiner Fahrt ans Meer und dass er sich vor kurzem ein altes Haus auf Pelješac gekauft hätte, das richtet er jetzt her, das macht ihm Spaß, bald geht er ja in Rente. Er zeichnete das Haus auf eine Serviette, und der Oberst zeichnete gut, alles was er zeichnete, wirkte so lebendig, und er liebte es, für jeden zu zeichnen, den er verhörte oder entließ. Es heißt, für Ranković habe er die Altstadt von Dubrovnik mit jedem einzelnen Haus in der Hand des Heiligen Vlaho gezeichnet, bevor er ihm eröffnete, Tito würde ihn in einer halben Stunde entlassen, und er habe die Wahl, sich umzubringen und als serbischer Held in die Geschichte einzugehen oder als Rentner in Dubrovnik zu leben, während Armee und Partei dafür sorgten, dass er keinem als Held im Gedächtnis bliebe.

Und wie Reš so für General Karamujić das Haus auf Pelješac zeichnete, die Pergola mit den Weinranken, darunter Ehefrau Štefica, Geschichtslehrerin, die im Liegestuhl Tolstoj liest, die am Tisch spielenden Enkel und die Persianerkatze Sidonija auf Šteficas Schoß, glaubte der General die Wespen in Rešs Weinstock zu hören, wie sie aus den süßen Trauben trinken.